

überraschende Erfolge erzielen. So erreichte man durch „Stoppelbau“, d. h. durch Aussaat in die Stoppeln der Sommerernte, in diesen nördlichen Ländern eine Weizenernte, deren Erträge dem Durchschnitt der übrigen Sowjetunion entsprach. Es wurden auch am Boden hinkriechende Obstbäume gezüchtet, die, vor den rauen Winden geschützt, Früchte tragen.

Von den tropischen Gebieten bietet dasjenige des Amazonas offenbar die reichsten Möglichkeiten. Man will mit Hilfe der UNESCO ein internationales Institut errichten, das die Urbarmachung des Gebietes als Ganzes ins Auge faßt und wissenschaftlich plant. Schon haben sich Expeditionen aufgemacht, um die Flora und Fauna des Gebietes zu erkunden, damit festgestellt werden kann, welche Pflanzen und Tiere dort am besten gedeihen. Auch die klimatischen und geographischen Verhältnisse wurden untersucht, um die zukünftigen Siedler schon im voraus vorzubereiten.

Vielleicht sind Britains Ansichten in manchen Punkten zu optimistisch. Aber eines dürfte auf jeden Fall sicher sein: Ungeheure Aufgaben warten auf die Menschheit, und sie kann sie nur als ganze lösen. Kein Volk kann sich von der Schicksalsgemeinschaft aller trennen. Menschliche Erfindungsgabe, Ausdauer und Arbeitsamkeit werden höchste Proben ihres Könnens ablegen müssen, um einen Weg zu finden, der allen Menschen Brot und Nahrung und damit auch Frieden und Sicherheit gibt.

UMSCHAU

Der christliche Narr

In unserer Zeit der Kulturkrise, des Übergangs zu neuen Lebensformen erhält die Frage des Verhältnisses zwischen Christ und Welt ein ganz neues Gewicht. Gegenüber einem idealistischen Kulturchristentum, das bereits der Vergangenheit angehört, empfindet man wieder die Unmöglichkeit, beide miteinander vollkommen in Übereinstimmung zu bringen. Der echte Christ erscheint als der Unangepaßte, der sich in dieser Welt nie so ganz zurechtfindet und leicht die Rolle eines törichten Versagers spielt. Aus dieser Zeitlage erklärt sich der Erfolg gewisser Romane, z. B. von Graham Greene, wie der Priesterromane überhaupt. Auch Walter Nigg befaßt sich in seinem Buch „Der christliche Narr“¹ mit dieser Frage, wie

es seine Art ist, nicht systematisch, sondern indem er an Gestalten der christlichen Geschichte die verschiedenen Seiten des Problems aufzeigt. Von diesen Beispielen sind vier geschichtlich: Symeon von Edessa, Jacopone da Todi, Philipp Neri und Heinrich Pestalozzi, drei gehören der Literatur an: Erasmus' „Lob der Torheit“, Cervantes' „Don Quijote“ und Dostojewskijs „Idiot“. Wie in seinen früheren Werken versteht es Nigg auch in diesem, verkannte christliche Werte dem heutigen Menschen aufs neue nahe zu bringen. Allerdings spürt man auch hier wieder den Einfluß seines Standpunkts, der den Dogmen und dem Institutionellen weniger Bedeutung beimißt. Der vorliegende Beitrag möchte neben einer Inhaltsangabe das Thema zugleich weiterführen und Einseitigkeiten ausgleichen.

Es zeigt sich, daß die Narrheit ein wesentliches Element im Christentum ist. Nicht eine Narrheit, die Geistes-

¹ Zürich-Stuttgart 1956, Artemis Verlag, 410 S., geb. DM 24,90.

gestörtheit und Mangel an Vernunft bedeutet. „Der christliche Narr mit seiner inneren Stimme ist der Übervernunft verpflichtet. Übervernunft ist nicht Unvernunft ... In der Übervernunft steckt, wie schon das Wort sagt, auch Vernunft, aber sie übersteigt den gesunden Menschenverstand beträchtlich und kann von ihm in der Regel gar nicht begriffen werden. Ebenso eindeutig ist der Unterschied zwischen Übervernunft und Irrationalismus. Während das Irrationale, zum Prinzip erhoben, gerne in eine gefühlige Unklarheit abgleitet, wohnt der Übervernunft der ewige Logos inne“ (S. 18f.).

Die christliche Narrheit beruht auf dem nicht zu behebenden Widerstreit zwischen dem Standpunkt des natürlichen Menschen und dem des Christen. Durch die Offenbarung und die Sakramente ist diesem ein neuer Bereich der Wirklichkeit aufgegangen, der das, was der natürliche Mensch Wirklichkeit nennt, an Wert und Beständigkeit unsagbar überragt. Der wahre Christ urteilt und handelt vom Standpunkt dieser Wirklichkeit aus, die allen andern ebenso unzugänglich ist und von ihnen darum als Einbildung beurteilt wird wie die Farben für den Blindgeborenen.

Schon natürlicherweise besteht eine Spannung zwischen den Interessen des Geistes und der Vorherrschaft der unmittelbaren Lebensnotwendigkeiten im Menschen. An sich sollte das Geistige an erster Stelle stehen. Das ist aber nur in wenigen Ausnahmefällen so; nur den wenigsten kommt dieses Mißverhältnis zum Bewußtsein. Daß aber hohe Begabungen, etwa für Forschung oder für Kunst, einen Menschen für das sogenannte praktische Leben untauglich machen können, ist bekannt. In dem vorliegenden Werk sind Pestolozzi und das Büchlein von Erasmus ein Beispiel dafür; sie liegen beide am Rand des Christlichen. Auch ein hohes Ideal kann einen Menschen völlig gefangen nehmen, so daß sein Benehmen dem hausbackenen Verstand närrisch vorkommt. Don Quixote ist für alle jene, die ohne Rück-

sicht auf die geltenden Wertungen ein solches Ideal zu verwirklichen suchen, zum Symbol geworden. Endlich beschreibt Dostojewskij in seinem „Idioten“, dem Fürsten Myschkin, einen Menschen, dem eine schwere Erschütterung der Gesundheit durch Epilepsie einen gleichsam natürlichen Tiefenblick für das Elend und die Verlorenheit der Menschen geschenkt hat. Er kann keinen Menschen verachten, weil alle einer letzten Hilflosigkeit verfallen sind, die Wohlanständigen nicht weniger als die Lumpen. Schließlich geht Myschkin an diesem Verstehen und an dem Versuch, allen auch da zu helfen, wo die Interessen in unversöhnlichem Gegensatz zueinander stehen, zugrunde. Dieser tiefe hilfsbereite Blick, der über das, was man gewöhnlich Mitleid nennt, weit hinausgeht, erinnert an eine Seite in der Gestalt Christi, worauf bereits Guardini in seinem Dostojewskijbuch aufmerksam gemacht hat.

Das christliche Ideal bedeutet äußerste Spannung. Denn hier geht es um die höchste und für einen jeden Menschen entscheidende Wirklichkeit. Und doch bleibt gerade sie dem natürlichen Urteil unverständlicher und unwirklicher als die hohen natürlichen Geisteswerte. Wo einmal diese überweltliche Wirklichkeit in das Leben eines Menschen eingebrochen ist, da kann ihm das geringe Bemühen der großen Menge, zu Vergnügen, Reichtum, Einfluß und Macht zu gelangen, nur als kindischer Unverstand erscheinen. Sie sehen das echte Gold nicht und haschen nach eitlem Flitter. Für ihn ist es nicht mehr möglich, auch nur den geringsten Teil seiner Kraft an diese Eitelkeiten zu verschwenden. Wem aber diese Erfahrung verschlossen bleibt, der muß in einem solchen Verhalten nur Untüchtigkeit und Narrheit sehen. Der wahre Christ ist immer dieser Welt irgendwie unangepaßt, weil er sich einer überweltlichen Wirklichkeit anzupassen bestrebt. Diese Wirklichkeit strahlt oft im Zusammenbruch dessen auf, was bis dahin den Sinn des Lebens bedeutete und den

Blick auf den wahren Sinn verstellte; so kam Jacopone da Todi durch den Tod seiner egoistisch heiß geliebten Gattin zur neuen Einsicht.

Dazu kommt aber noch eine andere Unausgeglichenheit. Die übernatürliche Welt erstrahlt in einem so unsagbaren Glanz und bedeutet einen Aufruf zu so übermenschlicher Größe, das alles menschliche Bemühen zu ihr in keinem Verhältnis steht. Gerade der Heilige, für den sie wirklicher ist als das Sichtbare und Greifbare, empfindet schmerzlich sein eigenes Unvermögen. Er sieht sich in seinem Bemühen, ihr gerecht zu werden, scheitern. Je höher er steigt und je weiter er damit in die Welt des göttlichen Glanzes eintritt, um so brennender wird dieser Schmerz; denn mit jeder Annäherung steigert sich auch die Einsicht in ihren unvergleichlichen Wert. Mit Entsetzen bemerkt er, daß ihm seine Umgebung mit Verehrung begegnet und ihn für einen Heiligen hält, wo er doch von dem, was er sein sollte, so himmelweit entfernt bleibt. Dieses Verhalten kann ihm nur als ein Hohn auf die eigene Unzulänglichkeit erscheinen, wie er sie im strahlenden Licht der göttlichen Reinheit und Heiligkeit erblickt. Bei manchen Heiligen, wie bei den hier behandelten Symeon, Jacopone und Philipp Neri, führte dieses Erschrecken dazu, daß sie sich vor den Augen ihrer Mitmenschen als Narren gebärdeten, um das, wie sie wähnten, falsche Urteil über ihre Person richtigzustellen.

Das Christentum ist berufen, die irdische Wirklichkeit als Sauerteig zu durchdringen und zu verwandeln. Es kann sich nicht auf eine reine Innerlichkeit zurückziehen und die Welt sich selbst überlassen, ohne seine Aufgabe zu verraten und selbst einseitig zu werden. Aber damit begibt es sich zugleich in die Gefahr, herabgezogen und verschlungen zu werden, statt zu verwandeln und emporzuheben. Jeder Christ muß gegen diese Gefahr ankämpfen. Aber es gibt Zeiten, die meinen, die Versöhnung der Welt, die doch unter dem Einfluß der Erbsünde steht, und des

Christentums sei gelungen oder werde sich doch in kurzem verwirklichen lassen. Kultur mit christlichem Firnis droht an die Stelle des Kampfes um die umwandelnde Verchristlichung zu treten. In solchen Zeiten erweckt Gott Heilige, die aus der oben angedeuteten Erfahrung heraus das Unsinnige alles bloß weltlichen Strebens schmerzhaft empfinden und durch ihr Verhalten allen Menschen die Augen dafür öffnen möchten, nicht aus Verachtung, sondern aus einer tiefen Sorge um das Eigentliche dieser Menschen, das bedroht ist. Sie durchbrechen die lahme und eitle Vernünftigkeit ihrer Umgebung, weil sie erkannt haben, daß sie in Wirklichkeit närrische Unvernunft ist. Sie sind Fanale in Stunden trügerischen Zwielichts, wo man glaubt, sich endgültig im Irdischen ansiedeln zu können.

Aber auch wo das Element der Torheit nicht so betont hervorgekehrt wird, fehlt es nicht ganz. Es kann in keinem Christenleben fehlen. Die Forderungen der Bergpredigt sind, am sogenannten gesunden Menschenverstand gemessen, närrisch; auf das naheliegende und greifbare Irdische zu verzichten für etwas, das man nicht sieht, ist für den, der die Wirklichkeit des Überirdischen nie, wenn auch nur im Glauben aus weiter Ferne verspürt hat, eine ausgemachte Torheit (1 Kor 1, 23). Diese fehlt darum in keinem Christenleben und vor allem nicht im Leben der vorbildlichen Christen, der Heiligen, wie schon Christus von seiner Verwandtschaft als nicht zurechnungsfähig angesehen wurde (Mk 3, 21).

Aber nicht jeder Christ und auch nicht jeder Heilige ist dazu berufen, nun durch bewußt unsinniges Verhalten auf diese wesentliche Seite des Christentums den Nachdruck zu legen. Sie alle werden den Wunsch haben, den der heilige Ignatius von Loyola in seinen „Geistlichen Übungen“ und in den „Satzungen der Gesellschaft Jesu“ ausgesprochen hat, ihrem verspotteten Herrn in seinem Leiden gleichförmig zu werden durch Erleiden von Spott, Unrecht, Verleumdung und

für töricht gehalten zu werden um seinetwillen, doch unter der Bedingung, daß sie selbst solches nicht absichtlich hervorrufen, sondern es entgegennehmen, wo immer es ihnen wegen ihrer christlichen Lebensführung zustoßen wird; und es wird ihnen zustoßen. Die Kirche hat nie vergessen, daß diese wesentliche Torheit sich vom christlichen Leben nicht abtrennen läßt. Sie kann aber gelebt werden unter einem nicht absichtlich anstößigen Äußeren. Das beweist das verborgene Tugendleben der Gattin des Jacopone da Todi, die sich, um ihrem Mann gehorsam zu sein, elegant kleidete, und doch ein strenges Bußleben führte. Ihr Mann wußte davon nichts, bis ihr Tod ihm die Augen öffnete und ihn aus seiner bisherigen Bahn rein irdischer Bestrebungen und Erfolge ein für allemal herauswarf und ihn zum Narren um Christi willen machte.

Die Spannung zwischen Christentum und Kultur, die manche Heilige ihrer Zeit wieder nachdrücklich ins Gedächtnis zu rufen bestimmt waren, wirkt sich aber nicht etwa abträglich für die Kultur aus. Im Gegenteil! Durch sie ist in die Kultur des Abendlandes eine Unruhe hineingekommen, die andere Kulturen nicht kennen. Wenn diese einmal das Gleichgewicht der in ihnen wirkenden Kräfte erreicht hatten, blieben sie bis zu ihrem Untergang ziemlich unverändert. Im Abendland hingegen trieb das Ungenügen mit allem Erreichten, das immer wieder aus dem Gegensatz zwischen weltlicher und übernatürlicher Wirklichkeit entsprang, ständig zu neuen Leistungen voran. Der Fortschrittsglaube hat also religiöse Wurzeln. Allerdings hat er sich von diesen losgerissen und verselbständigt. Damit aber verlor er Sinn und Maß und vor allem das Vermögen zu kritischer Selbstbeschränkung. Darin liegt die große Gefahr der heutigen Zeit. Ihr gegenüber muß die Relativierung aller Kultur und allen Fortschritts durch das Wort: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die Welt gewinnt und darüber an seiner Seele Schaden leidet!“ wieder betont werden.

A. Brunner SJ

Fernand Léger: Geheimnis einer technisierten Welt¹

Angst und Sorge vor der Übermacht der Maschine nehmen nicht ab. Je mehr die Technik voranschreitet – und wer vermag ihren Siegeszug aufzuhalten –, um so stärker werden die Stimmen, die vor einer Mechanisierung des Lebens warnen. Diese Warnung ergeht zu Recht; denn das Leben, besonders das geistige Leben des Menschen, droht vom Getriebe einer mechanisierten Welt zerrieben zu werden.

Es wird aber auch viel Kleinmut und Verzagtheit in diesen Klagen laut. Die Angst vor dem eigenen Werk wird so groß, daß man wie Goethes Zauberlehrling das Wort vergißt, dem das Ding zu gehorchen hat. Dieses Zauberwort besteht in der Besinnung auf den Geist. Die Maschine – zum Gesetz des Daseins erhoben – vernichtet den Menschen. Die Maschine – zum Gegenstand des Geistes gemacht – bereichert die Welt. Solange ein ruhiger Kraftfahrer den Wagen lenkt, solange ein wacher Kapitän das Steuer des Schiffes führt, haben wir keine Sorge, an unser Ziel zu gelangen. Erst wenn der Mann die Gewalt über das Steuer verliert, herrscht das blinde Gesetz der Maschine.

Diese geistige Überlegenheit, die wir beim guten Techniker beobachten, finden wir in der Kunst bei Léger. Er macht die Maschine zum Gegenstand seiner Kunst. Er anerkennt ihre Würde, überwindet aber ihre Eigenmächtigkeit. Ding und Mensch stehen bei ihm im Zeichen der Maschine, Ding und Mensch befreien sich aber von deren blindem Zwang. Diese Freiheit wird so groß, daß

¹ Die Ausstellung Fernand Léger, die von März bis Mai dieses Jahres im Haus der Kunst in München gezeigt wurde und die diesen Beitrag anregte, bildete die bisher größte Zusammenfassung des Werkes des Künstlers. Den Katalog verdanken wir dem Konservator am Musée des Arts Décoratifs in Paris, F. Mathey. Seine Redaktion erfolgte durch Dr. W. Heß und Frau Dr. A. Hoffmann, München.